

Erinnerungen an Donnersbach

Herbergsuche 1945/46

Von Franz Kranlich

In Berlin ausgebombt, hatte ich, väterlicherseits Sudetendeutscher, 1944 im Heimatort der Gattin, Hof im Ostsudetenland, für meine fünfköpfige Familie (drei Kinder zwischen einem, drei und vier Jahren) eine Wohnung gefunden. Am 4. 5. 1945, als schon Kanonendonner zu hören war, wurde von der Parteiführung ein überstürzter Abtransport von Frauen, Kindern und wehrdienstunfähigen Männern angeordnet, zu denen auch ich als Schwerekriegsverwehrter (Beinamputierter) gehörte. Einige Kilometer westlich von Hof wurde unsere Fluchtkolonie von russischen Tieffliegern beschossen: mit unseren Leibern deckten wir die Kinder; die Gattin zog mir später kleine Granatsplitter aus dem Ohr und aus dem Rücken. Unsere gesamte Habe war im Auto verbrannt. In einem anderen Wehrmachtstanzfahrzeug ging es westwärts weiter, an jedem Halt das Nötigste an Wäsche, Kleidern und Essen erbettelnd, bis wir am 8. 5. hinter Böhmisches-Leipa von russischen Panzern überholt und in einem tschechischen Ort in einer Schule einquartiert wurden. Tags darauf ging es weiter, unglücklicherweise aber wurde ich beim Beladen der Fluchtautos, die in geschlossener Kolonne fahren sollten, von der Familie getrennt; als eine Panne mein Fahrzeug zum Halten zwang, sah ich meine Lieben mit verzweifelt Winken davonrollen.

Die nächsten Tage, Wochen und Monate waren ein bitteres Forschen nach ihrem Verbleib, ein qualvolles Fragen nach ihrem Geschick, denn fanatisierte Tschechen waren mit vielen Flüchtlingen furchtbar umgegangen. „Not lehrt Beten!“ Die Wahrheit dieses alten Spruches habe ich damals am eigenen Leibe erfahren. Hilfreiche Ärzte und Schwestern heilten mir im Res.-Lazarett Eger kostenlos meinen vereiterten Beinastumpf; sie waren selbst von der bängigen Frage bedrückt, ob ihre Heimatstadt unter US-Besatzung bleiben oder den Russen übergeben würde (was später tatsächlich geschah). Anfang Juli war meine Furunkulose leidlich ausgeheilt, und ein Krankentransport brachte mich über die Grenze in Richtung Nürnberg mit dem Ziel Freudenstadt im Schwarzwald. Mein Plan war, alle Orte aufzusuchen, die wir, die Frau und ich, als mögliche Ziele ins Auge gefaßt hatten, für den Fall, daß Kriegsereignisse eine Flucht erzwingen sollten. Während meines Lazarettaufenthaltes in Freudenstadt nach meiner Verwundung im Juni 1940 hatte ich dort liebe Freunde gefunden, ebensolche wußte ich in meiner Jugendheimat Gloggnitz, dem Wohnsitz der Eltern, und in Donnersbach im steirischen Ennstale. So begann meine Odyssee durch Westdeutschland und Österreich, ausgerüstet mit einem alten Fliegerrucksack mit dem Allernötigsten an Wäsche und Waschzeug, mit zwei Stöcken, einem mageren Postsparbüchlein, einem in vier Sprachen geschriebenen Lazarettentlassungsschein und einem rührenden Familienfoto. Dieses war mein bester Ausweis, der mir sogar Fahrtmöglichkeiten auf Autos von amerikanischen und französischen Soldaten, weißen, braunen und schwarzen, verschaffte. Überall, auch bei alten Studienfreunden in Wien, wurde ich hilfreich aufgenommen, aber von meinen Lieben konnte ich keine Spur finden.

Nach abenteuerlicher Übersteigerung des Niemandlandes vor dem Semmering in einer von einem bezahlten Führer angetriebenen Herde traf ich im Zug nach Gloggnitz eine Bekannte von dort, die mir haarsträubende Geschehnisse aus den ersten Tagen der russischen Besatzung erzählte; sie warnte mich auch vor einem Besuch der alten Heimat, schon deshalb, weil die Eltern Ende April mit der Schwester und deren Kindern geflohen waren – unbekannt wohin.

In Wien wurde ich von dem Gedanken besessen, eine Reise in die ČSR, nach Hof, dem Wohnort der Schwiegereltern, zu wagen, in der Hoffnung, sie könnten Nachricht von meiner Familie haben oder ich könnte die Lieben dort wiederfinden. Nur mit Mühe konnten mir Freunde diese Wahndee ausreden, ohne Sprachkenntnisse, mittellos und schwer körperbehindert in dieses uns damals so feindlich gesinnte Land einzureisen. blieb also als letzte Hoffnung Donnersbach.

(Aus meinem Tagebuch:) . . . Am Montag, 30. 7., geht es über Mandling nach Trautenfels und auf dem pferdebespannten Donnersbacher Milchwagen langsam und besinnlich dem kleinen Ort entgegen. Meine erste Frage an den jungen Fuhrmann (im Nebenberuf Student): Wohnt hier eine blonde Flüchtlingsfrau aus dem Sudetenland mit drei kleinen Kindern? Antwort: Es wohnen viele Flüchtlinge mit Kindern hier; kann schon sein, daß diese Familie darunter ist. – In höchster Spannung fiebere ich der Ankunft in Donnersbach entgegen. Im Forsthaus werde ich von den alten Freunden und ihren Angehörigen herzlich begrüßt. Da die Hausfrau gerade Geburtstag feiert, dauert das abendliche Geplauder im großen Familien- und Freundeskreis – einige Flüchtlinge aus Wien gehören auch dazu – bis zwei Uhr früh. Von meinen Lieben aber, zu meinem großen Leidwesen, keine Nachricht.

Vorläufig darf ich hier bleiben und meinen immer wieder eiternden Stumpf ausheilen, darf im Liegestuhl beim blühenden Phlox liegen, die himmelanstrebenden Berghänge, Wiesen und Felder bewundern und meine Gedanken auf die Suche nach meiner verlorenen Familie schicken . . .

Zum Zeitvertreib lese und studiere ich Englisch und Spanisch – eine Lehrerin versorgt mich mit Büchern – manchmal halte ich mit Kindern Rätsel- und Märchen-, Spiel- und Singstunden. Als Tarockpartner für meine leidenschaftlich (nach einem Vierten!) königruhenden Freunde erweise ich mich leider als ungeeignet.

Freitag, 3. 8. Anmeldung im Gemeindeamt. Außer Lebensmittel- und Raucherkarten (wichtiger Tauschgegenstand!) habe ich nun auch eine Anschrift: ich kann Suchbriefe an meine Angehörigen schreiben, d. h. ich kann sie durch den „Sender Alpenland“, Graz, suchen lassen, der dafür eigene Sendezeiten eingerichtet hat . . .

Ich möchte ihm heute, 50 Jahre danach, noch von Herzen danken, denn er hat uns schließlich zusammengeführt!

Wovon lebe ich? Ein Wiener Kaufmann (gleichfalls Flüchtling) leiht mir neue Reader's-Digest-Hefte; ich übersetze einige Artikel und biete sie, neben kleinen Mundartgeschichten und Gedichten, mehreren Zeitungen an; beim „Ennstaler Boten“ habe ich schließlich Glück. Noch mehr Glück hatte ich im Augenblick der Vernichtung unserer Habe durch russische Tiefflieger, da ich Reisepaß und Postsparbuch bei mir in der Tasche trug; seine Einlagen konnte ich nun mit größter Sparsamkeit aufzehren. Außerdem versuche ich, durch

Holzhacken mein Frühstück im Forsthaus abzuzahlen – und durch Gitarrenstunden, die ich dem Hausmädchen gebe.

Auf der Fahrt von Wien nach Donnersbach besuchte ich in Gaming, Niederösterreich, meinen Onkel Max K., den jüngsten Bruder meines Vaters, der dort bis Mitte Mai als Gendarmerie-Oberleutnant das Bezirkskommando geleitet hatte.

(Tagebuch:) . . . Herzlicher Empfang, auch durch Onkels Wirtschafterin Frau S. Ich werde ausgezeichnet untergebracht, gepflegt und mit Kleidern und Wäsche ausgestattet. Ein „Salonsteierer“, in Donnersbach von einem Schneider auf meine Statur verengt – fast hätte er zwei Anzüge für mich drausgebracht –, ist nun (und noch jahrelang!) mein „schöner Anzug“. Der Onkel, der tadellosen Leumund genöß, hatte seine Kanzlei den Russen übergeben müssen, hatte aber noch einen Monat lang in Uniform und Waffen Dienst machen dürfen; dann aber wurde er vom Dienst enthoben und in Krankenurlaub versetzt. Seine schönen Jagdgewehre, Feldstecher und manches andere, hatten ihm die Russen bei der ersten Hausdurchsuchung weggenommen; nun geht er bedrückt im Haus herum und beschäftigt sich mit Holzhacken und leichter Gartenarbeit.

Anfang September erreicht mich die Nachricht, daß die Eltern meines Schwagers als Berliner Flüchtlinge im Schulhaus Elsbethen bei Salzburg Unterkunft gefunden hatten. Wußten sie etwas vom Verbleib der Schwester und meiner Eltern? Also: Auf nach Elsbethen!

(Tagebuch:) . . . Am 7. 9. um 12 Uhr bin ich dort, bei Oberlehrer Fischer und Frau. Sie sagen mir, daß die Knöfeleltern bei ihnen als Flüchtlinge einquartiert waren und vor drei Tagen nach Innsbruck abgereist sind; dort sollte ihr Sohn (Dr. phil., Dipl.-Psychologe) in Kranebitten, Gärtnerei Harterhof, arbeiten . . . Der Hausherr, ein großartiger Alpenpflanzenzeichner und Botaniker, beherbergt mich; am nächsten Abend bin ich nach abenteuerlicher Fahrt, teils auf dem Trittbrett eines Lastzuges, teils im Gepäckswagen, teils auf einem Bauernkarren und zuletzt zu Fuß in der Gärtnerei Harterhof, stets von der Frage getrieben: Werde ich Schwager Gerhart hier finden? Ja! Ich finde ihn bei einem gemütlichen Kartenspiel mit anderen Gärtnerburschen. Nach herzlicher Begrüßung gibt es ein Bad, ein reichliches (Gemüse-)Essen und eine lange wechselseitige Berichterstattung . . . Seine Eltern hatten ihn hier besucht und waren in ihre Heimat, nach Berlin, zurückgekehrt. Von seiner und meiner Familie weiß er leider nichts. Wir sind aber trotzdem guten Mutes, denn haben sich zwei oder gar vier gefunden, so werden sich die anderen auch noch finden lassen. Ich kann in einem leeren Gärtnerburschenbett schlafen und am Montag, 10. 9., gründlich ausruhen. Um 16 Uhr kommt Gerhart von einer Besorgung in Innsbruck mit einer Freudenbotschaft: seine Familie und meine Eltern sind in Vöcklabruck! Sofort kündigt er seinen Arbeitsplatz: er wird bei Freunden in Homburg Wohnung und Arbeit suchen. Ich werde per Bahn, mit dem Fahrrad der Schwester als Mitgepäck, nach Vöcklabruck fahren und unsere Lieben von Gerharts Aufenthalt und von seinen Plänen unterrichten . . . In V. aber erwartet mich eine bittere Enttäuschung: von meinen Angehörigen ist keine Spur zu finden. Später erzählten mir die Eltern, daß sie hier die erste Nacht auf ihrer Flucht verbracht hatten; ein Bekannter hatte sie wohl gesehen und die Nachricht davon weitergegeben. Von der Suchstelle des Roten Kreuzes schickt man mich ins evangelische Pfarrhaus, wo Flüchtlinge Aufnahme finden

könnten. Herr Pfarrer Eichmeyer und seine Frau sind sehr gastfreundlich: ich werde gepflegt, darf meinen Beinstumpf baden, darf auf dem Dachboden, einer Art Notlager, übernachten – aber von Eltern und Schwester, wie gesagt, keine Spur . . .

Freitag, 14. 9., 12 Uhr, in Stainach-Irdning: Mein Fahrrad ist nicht mitgekommen! Wurde es gestohlen? Gegen 17 Uhr bekomme ich es. Auf dem Pferdewagen des Bäckers Danklmayr aus Donnersbach kann ich „heim“fahren: Herrliche Fahrt durch den Spätsommerabend, durch das leuchtende Land. Warum sind meine Lieben, meine Eltern, nicht hier? Wie schön könnten wir den Herbst, den Winter hier verbringen! Wie sehr ist es meine Schuld, daß es nicht sein kann? Was wird uns die Zukunft bringen? Ich muß den Kopf hoch, das Herz fest und das Gemüt fröhlich halten!

Um 19 Uhr im Forsthaus: mein Zimmer ist besetzt, es wurde anderweitig gebraucht. Man sagt mir, ich könnte vielleicht im Gasthaus nächtigen. Also packe ich meine Sachen und ziehe ins Gasthaus Zettler . . .

Samstag, 15. 9., Frühstück im Forsthaus. Ich muß froh sein, daß ich hier noch Milchkaffee und Butterbrote für wenige Marken bekomme.

12 Uhr Wohnungssuche. Bei der gastfreundlichen Förstersfrau Storch finde ich für geringen Zins ein hübsches Dachstüberl. Wenn die steile Bodenstiege für mein Bein auch nicht das beste ist, so werde ich mich in diesem Haus, bei den netten Förstersleuten, die einen Sohn im Krieg verloren haben, doch recht wohl fühlen.

Sonntag, 16. 9., Ruhe-, Flick- und Lesestunden. Leider habe ich mir mit den überreifen Tomaten des Schwagers einen Durchfall eingewirtschaftet, den ich noch lange bekämpfen muß, zuletzt erfolgreich mit Frau Storchs Einbrennsuppen und getrockneten Heidelbeeren. Im Forsthaus wird mir ein Bad wöchentlich und Brennholz für den Winter zugesagt. Werde ich wirklich den ganzen Winter hier verbringen müssen? Goethe hat die tiefe Weisheit ausgesprochen, daß gegen Seelenleiden Arbeit das beste Heilmittel ist. Wie aber, wenn man nicht arbeiten kann? Wenn neben der Seele auch der Körper leidet? Flüchtlinge, die aus der CSR nach Österreich gelangten, haben furchtbare Dinge erzählt, die mich immer wieder quälen. (Onkel Moritz K., der letzte Stadtsekretär von Goldenstein in Nordmähren und sein Nachfolger Effenberger haben sie später in ihrem „Heimatsbuch“ aufgeschrieben.)

Ende September erhielt ich die erste Nachricht aus Hof auf der Rückseite einer vorgedruckten Suchkarte, die ich über das Internationale Rote Kreuz an die Schwiegereltern geschickt hatte: ein Papierblättchen in Postkartengröße, dessen Antwort höchstens 25 Worte, und nur Familiennachrichten, enthalten durfte und die mir nun zentnerschwer auf dem Herzen lag: „Edith und Kinder nicht in Hof. Wir dachten Euch beisammen in Gloggnitz. Bitte gleich Nachricht, wenn Edith gefunden. Wir wohnen bei Elsi. Herzlichst Schwiegereltern. 21. 9. 1945.“

Nun wußten wir es also, die Haas-Eltern in Hof und ich hier, daß wir weiterhin um das Leben unserer Lieben bangen mußten. Wie sehr sich die Eltern sorgten und was sie in diesen Maitagen 1945 erleiden mußten, das schrieb die Haas-Großmutter in vielen Briefen, die sie allerdings aus der CSR nie abschicken konnte. Sie gab sie uns später einmal, bei einem ihrer Besuche. Sie hatte sich damit ein wenig ihr Leid vom Herzen geschrieben.

Trost in dieser schweren Zeit schenkte mir das Erleben der Natur, der herrlichen Landschaft, der Wälder und Gärten, die nun in allen Herbstfarben leuchteten, und der Anblick der himmelragenden Berge. Wie gern hätte ich manchen von ihnen erstiegen! Aber so oft es mein Bein zuließ, unternahm ich, auf zwei Stöcke gestützt, kurze Wanderungen, von denen ich stets tief beglückt und vielfach bereichert „heim“kehrte.

(Tagebuch:) . . . Sonntag, 23. 9. Herrliche Wanderung auf dem Planneralmweg mit Blick auf das Ennstal und auf den mächtigen Grimming. Rast bei der Jausenstation „Kohlmandl“, bei Jäger Großmann und Frau. Liebe Leute, gutes Essen – ohne Marken! Kasnocken! In 14 Tagen kann ich mir Steirerkas holen! Schöner Mittagsschlaf auf der Hausbank in der Sonne. Auf dem Heimweg viel schwarze Holler gepflückt, daheim gerebelt und getrocknet. Frau Storch kocht mir davon manchmal zum Polenta gutes Hollerkoch, wie daheim, bei der Mutter!

Am Abend Plauderstunde mit der Flüchtlings-Schneiderfamilie Jankulik. Ich spiele mit den Kindern, sie bewirten mich mit Kaffee und Guglhupf. Daß es so was noch gibt!

Als es in der letzten Septemberwoche fast unaufhörlich regnet, tröstet mich Frau Storchs freundliches Wesen und ihre warme Küche, wo ich bis Mitternacht am Kachelofen sitzen und studieren oder Radio hören kann. Weitere Lichtblicke sind Englisch- und Italienischstunden, der von Jankulik hübsch gerichtete Steireranzug und ein Leseputz, das ich mir fürs Bett gebastelt habe. Am Montagnachmittag, 1. 10., durchsuchen britische Offiziere und Soldaten das Forsthaus und andere Gebäude und „beschlagnahmen“ Uhren, Schmuck und Zigaretten . . .

3. Oktober. Ich bekomme 2 m³ schönes Brennholz, das ich nun hacken und aufschichten muß . . . Ich muß fleißig arbeiten, um das Holz noch vor dem drohenden Schneefall unter Dach und Fach zu kriegen.

Samstag, 6. 10., Abszeß in der linken Kniebeuge! Das fehlte noch. Ich schleppe mich zum Arzt, der einen Ichthyol-Verband anlegt und Bettruhe verordnet. Tante M., die freundliche Dame vom Forsthaus, bringt mir das Mittagessen. – Mittwoch, 10. 10., Radio-Bastelarbeit. Förster Storch hat sein zweites Radio von den Briten zurückbekommen; ich darf es mir richten und in mein Stübchen stellen. Freude an der schönen Abendmusik und an englischen Sprachsendungen!

Donnerstag, 1. November. Allerheiligen. Nachmittags-Friedhofspaziergang mit Jankulik. Von den fremden Gräbern gehen meine Gedanken zu meinen Lieben: werde ich nur mehr Gräber sehen oder noch frisches Leben?

Aber ich trage ihr Leben in mir, wo immer ich gehe: das Lachen und Plaudern der Töchter, das drollige Dreinpatschen des kleinen Sohnes und die innige Liebe der Gattin. Sechs Jahre Familienleben haben mich von Grund auf ungeackert und zu einem neuen Menschen gemacht . . . Immer deutlicher erkenne ich meine Pflicht: die Bildung meiner Persönlichkeit durch ruhige Gelassenheit, durch frohe Besonnenheit in allen Lebenslagen, durch tapferes Anpacken und Meistern des Schicksals . . . Die Schneidersfrau schenkt mir einen kleinen Allerheiligenstriezel, den ich zum Nachtmahl verzehren will. Die kleinen, armen Leute sind doch die reichsten: sie schenken am meisten!

14.–17. 11. Besuch bei Freunden in Graz und Vorsprache beim Leykam-Verlag, wo ich einmal ein Feldpostbüchlein über Peter Rosegger herausge-

bracht habe. Ich bekomme den Auftrag, ein Buch „Kindermärchen aus Österreich“ zusammenzustellen. In Buchantiquariaten kann ich billig fremdsprachige Bücher, auch Liederbücher, erwerben, sodaß ich für den ganzen Winter mit Arbeit versorgt bin.

Sonntag, 18. 11. Wieder ein Abszeß am Stumpf! Die Freunde werfen mir vor, daß ich mir zuviel zumute. Werden die guten Mitmenschen einen Amputierten je verstehen? Ich gehe mittags ohne Prothese ins Gasthaus, auf zwei Stöcken, und trage das Essen für den nächsten Tag in einem Brotbeutel heim.

19. 11., 17 Uhr. Gemütliche Kaffeestunde im gastlichen Bäckerhaus Danklmayr. Die Bäckersfrau und eine Nachbarin bestellen bei mir Strohpatschen. (Ich hatte es gelernt, aus Maisstroh Zöpfe zu flechten und daraus, auf einem Holzleisten, hübsche Patschen zu machen; später lernte ich auch, sie auf Holzsohlen, die es zu kaufen gab, zu nageln und sie damit schier unverwundlich zu machen.) Das Patschenflechten läßt sich beim Radiohören gut machen, sogar im Bett, wenn mich die immer wieder auftretende Furunkulose zum Liegen zwingt . . . Wenn ich nur meine Lieben bald wiederfände! Oft träume ich von ihnen. Dann sehe ich Heide am Tisch sitzen und mir ihr Spiel vorführen, das sie eben im Kindergarten gelernt hat: „Wir spielen, wir spielen und fangen lustig an. Und wenn der Daumen nicht mehr kann, dann fängt der Zeigefinger an! . . .“, und ich höre sie singen und sehe sie mit ihren Fingerchen auf die Tischkante klopfen . . .

Anfang Dezember erfahre ich von einer Rotkreuzschwester, die in Bayern gearbeitet hat, daß Eltern und Schwester in Bad Tölz als Flüchtlinge leben. Ich bin überglücklich und will alles daransetzen, um Weihnachten mit den Angehörigen zu verbringen . . . Als ich mich vom Forstmeister und seiner Frau mit einem Weihnachtswunsch verabschieden will, sagt er: „Frohe Weihnacht? Wieso? Für wen?“ Sie haben ihre beiden halbwüchsigen Kinder im Krieg verloren und können diesen Verlust nicht verwinden . . .

Nach abenteuerlicher Fahrt bin ich am Morgen des 22. 12. in Bad Tölz, Lenggrieserstraße 44, bei Mutter und Schwester und deren zwei Kindern. Das jüngste ist ihnen auf der Flucht gestorben, und Vater hatte es eigenhändig begraben müssen. Er war bei meinem unverhofften Eintreffen noch in der Arbeit, denn als einstmals gelernter Sattler hatte er hier sofort eine Beschäftigung gefunden; Schwager Gerhart war zu Besorgungen in der Stadt. Es gab eine herzliche Begrüßung und am Heiligen Abend eine schlichte Weihnachtsfeier, halb voll Glück über unser Wiedersehen, halb voll Leid wegen der Ungewißheit über das Schicksal meiner Familie und über den Verlust von Heim und Habe, den Eltern und Schwester-Familie in der Heimat erlitten hatten.

(Tagebuch:) Der Altjahresabend weckte in uns dieselben zwiespältigen Gefühle: Ich mußte immer an die Lieben und an die Haas-Eltern denken und sagte mir: Ob sie leben oder nicht – sie sind für mich unsterblich, unendlich geliebt und unvergessen. So singen wir ihnen zuletzt ihre Lieblingslieder, und als wir uns ‚Glück auf 1946!‘ wünschen, meinen wir damit vor allem, daß uns das neue Jahr recht bald mit meinen, mit unseren Lieben zusammenführen möge!

Vor meinem Einrücken in Donnersbach will ich noch einmal meinen Onkel Max besuchen und ihm Grüße und Nachricht von unseren Angehörigen bringen. So komme ich am Sonntag, 6. 1. 1946, nach anstrengender Dreitagefahrt

um 6 Uhr früh in Gaming an, werde trotz der frühen Stunde herzlich begrüßt, zu meinen guten Nachrichten beglückwünscht und drei Tage lang verwöhnt.

(Tagebuch:) . . . *Mittwoch, 9. Jänner: Einpacken; Abreise ist für 14 Uhr festgesetzt. Um 10.30 Uhr kommt ein Telegramm aus Donnersbach:*

Frau Edith mit Kindern im Roten-Kreuz-Lager Wien I, Franz-Josefs-Kai 7. M.

Ich bin erschüttert vor Glück und danke dem Briefträger für diese Freudenbotschaft. Ist es möglich? Sie leben! Ich soll sie wiedersehen! Auf nach Wien! Nun hat mein Leben zum dritten Male, nach Geburt und Heirat, begonnen; es soll künftig noch schöner und glücklicher werden! . . . Als ich auf der Schwedenbrücke an einem Kiosk vorüberlaufe, sehe ich in der Auslage einen „Struwelpeter“ um S 4.50. Ich kaufe ihn, damit ich ein Mitbringsel für die Kinder habe . . . Im Büro dieses großen und gut geführten Flüchtlingslagers sagt man mir: Ja, Frau Kranlich wohnt mit drei Kindern im 3. Stock, Zimmer 56, und ich kann vorübergehend bei ihnen wohnen. So schnell ich kann, laufe ich die Stiegen hinauf, bevor ich zur Türe 56 komme, ist sie schon offen, die Gattin hat meinen Schritt erkannt und fällt mir um den Hals, die kleinen Töchter um die Knie – o namenlose Freude!

Sie wird nur dadurch ein wenig getrübt, daß der Sohn mit einer Darminfektion im Kinderkrankenhaus liegt. Nach der ersten jubelnden Begrüßung zeigen mir die Kinder ihre Schätze: winzige Holzfiguren, Püppchen, Bäume und Häuser. Sie waren ja gerade am 24. Dezember hier eingetroffen und bei der Weihnachtsfeier als erste beschenkt worden . . .

Nach einem Festschmaus, dessen Leckerbissen für mich der Anblick der so lange entbehrten lieben Gesichter war, ging es an ein langes Erzählen, dessen Inhalt ich hier nur kurz skizzieren kann:

Nachdem das Fahrzeug, das mir die Lieben entführt hatte, durch eine Panne in Brand geraten war, mußten sie sich einer Flüchtlingsmarschkolonne von Frauen, Kindern und Soldaten anschließen; als die Kinder nicht mehr gehen konnten, nahmen Soldaten sie auf die Schulter. In einem Flüchtlingszug von Postelberg aus erreichten sie schließlich Chemnitz, wo Edith (die Gattin) mit schwerer Diphtherie in die Infektionsabteilung des Krankenhauses kam; die Kinder wurden in einem „Mütterheim“ betreut. Arge Nervenschmerzen und vollständige Nerven- und Muskellähmung quälten sie wochenlang, neben den Sorgen um die Kinder, die Eltern, um mich, um unsere Zukunft. Zum Glück hatte sie tüchtige Ärzte und ausgezeichnete Behandlung mit Vierzellenbädern, Injektionen, Massagen u. a. Am 4. 12. wurde sie als geheilt entlassen und konnte mit den Kindern mit einem Flüchtlingstransport, zeitweilig in ungeheizten Gepäckswagen, Wien erreichen; hier erfuhr sie von einer Bekannten meine Adresse, die diese im Sender „Alpenland“ gehört hatte . . .

(Tagebuch:) . . . *Donnersbach, 17. 1., bei Bürgermeister Zettler mit der Mitteilung: Ich habe meine Familie gefunden und bitte um Zuzugsgenehmigung und Hilfe bei Beschaffung einer Wohnung. Die Gemeinde hatte nämlich im Mai 1945 ein Zuzugsverbot erlassen. Der Bürgermeister nimmt mein Ansuchen zur Kenntnis und will dem Wohnungsausschuß darüber berichten. Der Forstmeister macht eine Unterkunft im Forsthaus von einer Zustimmung des Landesforstamtes in Graz abhängig; ich schreibe sofort ein Gesuch. Der Schneider, der Bäcker, der Pfarrer, der Postmeister und alle anderen, die ich*

kenne und an die ich mich wende, haben wirklich keinen Platz. Aber ich lasse die Hoffnung nicht sinken: haben wir uns wiedergefunden, so werden wir mit viel Geduld und viel Suchen auch irgendwo eine Wohnung finden.

Auf einer Fahrt nach Stainach treffe ich einen Studienkollegen, der, selber Flüchtling, in Öblarn und Gröbming Sprachkurse eingerichtet hatte. Er will nun nach Wien übersiedeln und ist gern bereit, mir diese Arbeit, samt Unterrichtsmaterial, zu übertragen. Zugleich aber beantworte ich ein Zeitungsinserat des Graphologischen Institutes Kracke, Spittal (Drau), in dem freie Mitarbeiter für Handschriftenanalysen gesucht werden. (Ich hatte mich seit meiner Studienzeit für Graphologie interessiert, Handschriften gesammelt und für mich persönlich Analysen gemacht.) Ich muß zur Probe zwei Handschriftengutachten erstellen, werde sofort als Mitarbeiter angenommen und bekomme wöchentlich zwei bis sechs Schriftproben, die jeweils binnen acht Tagen begutachtet sein müssen. Diese Arbeit ist für mich nicht nur äußerst interessant, sondern sie wird auch gut bezahlt. Am meisten freuen mich die zustimmenden Schreiben, die Kunden an das Institut schicken und von denen ich manchmal Abschriften bekomme. Das Gegenteil ist zum Glück nie eingetreten . . .

22. 1. *Heute war ich bei meiner Wohnungssuche, da ich in allen größeren Häusern und Höfen vorspreche, in dem schönen L.-Hof, der mir mit seinen großen, warmen Stuben und seinem elektrischen Licht als eine großartige Unterkunftsmöglichkeit erschien. Auf meine Anfrage sagte man mir, daß ich im Forstamt fragen müsse, weil der Hof Eigentum der Bundesforste sei. Ich zweifle natürlich nicht am günstigen Ausgang meines Ansuchens . . . (Leider wurde meine Zuversicht bitter enttäuscht. Die Gattin hat es übrigens mit der Übersiedlung nicht so eilig, und zwar aus mehreren triftigen Gründen: Der Sohn ist noch nicht ganz gesund, Dietlinde hat Halsschmerzen und Fieber bekommen, vor allem aber ist der Aufenthalt im Heim, samt Verpflegung, kostenlos und es gibt hier immer wieder einmal Zuteilungen an Wäsche und Kleidern; auch Wiener Freunde bringen bei Besuchen etwas mit. So muß ich mich eben mit lieben Briefen zufrieden geben.)*

. . . *Am Nachmittag des 1. 2. zimmerte ich in der Werkstätte eines hilfsbereiten Tischlers aus drei Brettern, die er hobelte und zurechtschnitt, eine plumpe Rodel, „Brettluhpfer“ nannten wir das als Kinder; heute machte mir der Wagner massive Eisenkufen daran. Das soll das erste Sportgerät der Kinder in Donnersbach sein.*

10. 2. *Erste Gitarrestunde mit der musikbegeisterten Bäckerstochter Gerti Danklmayr; sie wird nicht nur bezahlt, sondern mit einem Brotlaib belohnt! . . .*

Am Donnerstag, dem 21. 2., kann ich meine Familie „heimholen“. Zwar hat der kleine Hartmut noch Fieber, Edith muß bei der britischen Paßbehörde noch um ein Einreisevisum in die „Britische Zone“ (Steiermark) kämpfen, und unsere Habseligkeiten müssen in zwei Kistchen, zwei Schachteln und einen Sack verpackt werden. Am Freitag sind wir um drei Uhr früh im Zug nach Bruck; die Mädchen schlafen, Hartmut aber hat hohes Fieber, er möchte immer „ein bissele trinken“. In Bruck a. d. M. müssen wir aussteigen, Edith muß den Kleinen in einem Handwagerl ins Krankenhaus bringen, wo man schwere Lungenentzündung feststellt.

Am 23. 2. kommt die Rumpffamilie bei strahlendem Winterwetter nach Donnersbach; im Gasthof Zettler bekommen wir nach langem Bitten für einige Tage ein Zimmer.

(Tagebuch:) . . . *Wir sind begeistert von der herrlichen Landschaft, dem gleißenden Schnee, der strahlenden Sonne. Zunächst rasten und schlafen wir alle in meiner großen, warmen Stube im Forsthaus (die ich vor einigen Wochen wieder beziehen konnte), am Nachmittag stellen wir uns dem Forstmeister-Ehepaar vor. Sie sind von unseren Töchtern entzückt, Heide plaudert auf seinem Schoß.*

Sonntag, 24. 2., 14 Uhr: Erneute Wohnungssuche, nach Zustimmung des Forstamtes, im großen L.-Hof: Schöner Weg, herrliche Sicht, große, warme Zimmer – herzlose Leute. Der Krieg ist aus, sie sind ungeschoren geblieben, haben kein Gefühl für Flüchtlinge. Der Sohn des Hauses entscheidet schließlich unser Verhandeln: „Sulln ma unsare Bsuaach in’ Saustall stecken?“ Wir gehen ohne viel zu grüßen . . .

Auch am Montag sind unsere Wege als Herbergsucher erfolglos. Am Dienstag sagt mir Frau Zettler, daß wir das Zimmer nur bis Donnerstag haben können, da sie es für Hochzeitsgäste brauchen. Schließlich will uns der katholische Pfarrer helfen: er schickt unsere Mutter mit einem Brief zur Reiter-Familie, Kleinhäusler auf dem Ilgenberg. Da in ihrer kleinen Behausung wirklich niemand mehr Platz hat, geht Frau Reiter mit Edith zur Nachbarin, Frau Luidolt vulgo Steer – und die hat ein Herz für uns: sie legt ihre zwei kleinen Töchter Katharl und Soferl in ein Bett und den dreijährigen Erwin in ihr Ehebett und schafft damit Platz für uns. Wir sind überglücklich und feiern! Am Donnerstag können wir hinaufziehen . . .

Mittwoch, 27. 2. Am Vormittag Schneemannbauen mit den Töchtern im herrlichen Sonnenschein. Am Nachmittag mit Dietlinde und dem Forstmeister in seinem Auto nach Irnding: er will Dietlinde ein Paar Schuhe machen lassen! Herrliche Fahrt, Abendglühen der schneebedeckten Berge.

Donnerstag, 28. 2. Mit den Töchtern zum Tischler um einen Sack Hobelspane zum Feuermachen, dann zum Schneider Jankulik um ein Säckchen Erdäpfel. Am Nachmittag: Packen! Gegen halb fünf Uhr steht im Hofe des Forsthauses ein schwerer, oxsenbespannter Bauernschlitten, auf den Sepp, der älteste Steerbauernsohn, unsere Schachteln, Kistchen, Säcke und Kinder auflädt und den vereisten Ilgenbergweg hinauffährt. Nach einer schwachen halben Stunde haben wir den Hof erreicht, von dessen Stiege uns Frau Steer freundlich entgegenkommt, unsere Heide gleich auf den Arm und an ihr Herz nimmt. Sie führt uns in die warme Stube und bewirbt uns mit Milch und gutem Bauernbrot . . .

Der Hof hatte keinen elektrischen Strom, daher nur Petroleumlicht, was unsere an Großstadtbequemlichkeiten gewöhnten Töchter sehr kritisierten; unser Zimmer konnte die zwei großen Betten und die zwei Kinderbetten kaum fassen, und vor dem winzigen Fenster stand nur ein kleiner Tisch, an dem ich meine vielen schriftlichen Arbeiten machen sollte – trotzdem aber waren wir heilfroh und glücklich, bei diesen herzensguten Leuten Aufnahme gefunden zu haben. Wenn mir heute einer sagt: gebildet ist einer, der eine Höhere oder Hohe Schule besucht und sein Wissen im Ausland durch Facharbeit oder Fremdsprachenstudien bereichert hat, dann muß ich ihm das Beispiel dieser einfachen Steer-Leute vorhalten, die diese Geistesbildung nicht hatten, an

Herzensbildung aber vielen meiner gelehrten (und „gebildeten“) Bekannten überlegen waren. Ich komme immer mehr zur Überzeugung, daß diese Herzensbildung die eigentliche Bildung ist, die der Mensch im Laufe seines Lebens erwerben und zur Richtschnur seines Lebens machen soll.

Noch am selben Abend rodle ich in flotter Fahrt auf meinem Brettlhupfer ins Tal, um am Wochenende meine Sprach- und Gitarrestunden zu halten und meine Sachen im Forsthaus zu packen; fünf Schachteln und mein Bettzeug: so reich bin ich inzwischen geworden! Sie werden am Sonntagmorgen von einem meiner Schüler auf einem Schlitten in meiner Begleitung zum Steerhof hinaufgefahren. Hier werde ich zum zweiten Male herzlich empfangen, und am Abend halten wir mit den lieben Hausleuten und einer geliehenen Gitarre unser erstes Abendsingen. Alle sind sie, namentlich vom Jodeln unserer Heide, begeistert. Spät noch nähden die Gattin und ich bei der Petroleumlampe an meinem Strohsack, bis der Glaszylinder zerspringt und wir uns mit einer Kerze behelfen müssen.

In den nächsten Monaten, bis Mitte Juli, bin ich Wanderlehrer im Ennstal mit etwa folgendem Stundenplan: Jeden Montag und jeden Donnerstagnachmittag halte ich in Donnersbach meine Gitarre- und Sprachstunden, tippe beim Postmeister meine Handschriften-Gutachten, Übersetzungen oder Gedichtchen – ich konnte ihm beim Glätten seiner Mundartgedichte helfen und solche einmal im „Ennstaler Boten“ vorstellen. Am Dienstagmorgen breche ich gegen 5 Uhr 40, anfangs noch in völliger Dunkelheit, auf, im Rucksack Nachthemd und Zahnbürste, Bücher und Skripten, in den Händen zwei feste Stöcke und bei Glatteis die Schuhe mit Fetzen umwickelt. Vor sieben Uhr geht’s im Bus nach Stainach und Öblarn zu den ersten Englisch- und Französischstunden mit polnischen Flüchtlingsfamilien, die sich auf ihre Auswanderung nach Kanada vorbereiten und mich stets mit Tee und Kuchen bewirten.

Der gute Mittagstisch im Gasthof Arlt (Öblarn) hat seinen Reiz in der erlauchten Tischgesellschaft, an der ich teilhaben darf. Vorsitzender ist Exzellenz Carl Freiherr von Bardolff („Soldat im alten Österreich“ – so auch der Titel seines Buches), Dr. jur., Feldmarschalleutnant i. R. und einstiger Chef der Militärkanzlei des Thronfolgers Franz Ferdinand, neben seiner Gattin, die nicht nur mit „Gräfin“ angesprochen wird, sondern sich auch so verhält, nämlich sich mit adeliger Gelassenheit in ihr Flüchtlingsdasein schickt. Nicht weniger Ansehen genießt im Ort und in unserer Runde die zweite Tischdame, die Dichterin Paula Grogger, deren „Grimmington“ 1926 Aufsehen erregte, ihr zu Ruhm und Wohlstand und zu einem schönen Haus in Öblarn verhalf. Neben ihr saß meist Hofrat Dr. Theodor Reitterer, Universitätslektor i. R. für Englisch. Diese Dienstag- und Mittwoch-Mittagsstunden waren für mich die kulturellen Höhepunkte meines damaligen Lebens, und dies umso mehr, als sie im Laufe der Zeit zu engerer Bekannntschaft mit den drei Erstgenannten führten.

(Tagebuch:) . . . *Dienstag, 23. 3., 11 Uhr: Erste Stunde bei Exz. Bardolff und der Gräfin. Die zwei ehrwürdigen alten Herrschaften lesen mit mir (probeweise) Französisch, Italienisch und Englisch. Ich soll sie in allen drei Sprachen gleichzeitig unterrichten. Mein Vorschlag: zunächst nur zwei Sprachen, etwa eine Woche Französisch, die andere Englisch, jeweils eine Stunde Lektüre und Konversation darüber und eine Stunde Grammatik-Übungen. Sie sind einverstanden . . . Oft führen wir auch gute Gespräche über die Gnade der*

Sprache und der Sprachwissenschaft, über die jüngsten Ereignisse und ihr persönliches Schicksal . . .

Die Dichterin Paula Grogger lernte ich später bei vielen Besuchen in ihrem Hause sehr gut kennen. Als sie, gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, von meiner Verwundung erfuhr und von meinem dringenden Wunsch, vor der Abfahrt des Nachmittagszuges nach Gröbming irgendwo eine kurze Mittagsruhe halten zu dürfen, bot sie mir dazu ihren Liegestuhl unter einem Fliederbusch im Garten an – Ruhestunden, an die ich mich immer dankbar erinnern werde.

Gegen 16 Uhr war ich in Gröbming, wo ich am Nachmittag und Abend in verschiedenen Häusern Sprachkurse mit Kindern, Erwachsenen und zeitweilig auch mit drei würdigen alten Herren halte, die einer schönen Italienerin zuliebe deren Muttersprache erlernen wollten. In einem Badezimmer des „Hotel Post“ finde ich auf einer Liege ein billiges Notquartier und am nächsten Morgen hier auch ein nahrhaftes Milchfrühstück, bevor mich Bus und Bahn zur Arbeit nach Öblarn und nachmittags wieder zurück nach Gröbming bringen. Am Donnerstagnachmittag gebe ich wieder im Heimatort Sprach- und Gitarrestunden, und am Abend erreiche ich, müde, aber zufrieden, den vertrauten Steerhof, wo mich die Bewohner stets herzlich begrüßen: zuerst Luno, der Haushund, dann die Kinder, dann die Großen. Das Wochenende gehört der Heimarbeit (Gutachten, Übersetzungen) und der Familie, aber auch verschiedenen Bastelarbeiten, z. B. dem Strohpatschenflechten – als erstes ein Paar für Frau Steer! –, wobei mir die Kinder helfen und ich mit ihnen plaudern und singen kann.

(Tagebuch:) . . . *Freitag, 8. 3. Edith ist nach Bruck gefahren zu unserem Hartmut. Die Töchter spielen mit den Haustöchtern in der Sonne, Frau Steer verköstigt uns und betreut uns wie eine Mutter. Samstagabend. Mutter bringt uns ein schwaches Bübl, das viel weint und nicht einschlafen will. Wir werden viel Geduld und Güte brauchen. Ich habe ihm als Bett ein Kistl gezimmert, das tagsüber unter mein Bett geschoben wird . . .*

Wenn ich im kleinen Stübchen bei meinen Schreivarbeiten sitze, steht Edith bei Frau Steer am großen Herd, lernt von ihr Steirerlieder, röstet Kartoffelscheiben (unser Zusatzbrot!) und kocht unser einfaches Mittagessen, zu dem die Hausfrau manches Fettrestl in der Pfanne läßt. Unsere Kinder haben sich mit den Jüngsten des Hauses, die etwa in ihrem Alter sind, schnell angefreundet. Vom Hof aus hat man einen herrlichen Blick auf das Ennstal, auf Pürgg und den Grimming, ein Bild, an dem ich mich nicht sattsehen kann; wir haben wohl noch nie in einer so schönen Landschaft gewohnt wie hier. Ebenso beglückt es mich, wenn ich eines der Freundinnenpaare auf der einfachen Schaukel unterm alten Birnbaum „Körperlhutschen“ sehe und sie dabei „Hoch am Ötscher drobn“ oder ein anderes Steirerlied singen höre. Vom Balkon aus sehen wir manchmal den zwei Buben bei ihren Jagdzügen zu, wenn sie mit Prügeln bewaffnet „Diandlatratzn“ gehen oder am Brunnen um ein rostiges Blechgeschirr raufen, wobei sich Hartmut gegen den festen Bauernbuben tapfer behaupten muß. Hartmut hatte in Chemnitz Sächsisch gelernt, Erwin sprach etwas Steirisch; das ergab ein drolliges Geplauder, das Frau Steer einmal so charakterisierte: „Sö kemman ma vür wie zwoa Törrische: da oan vasteht nit, wos da oan sogt.“ An Sonntagnachmittagen gibt es oft eine Kindersingstunde, bald am Steerhof, bald auf einem der Nachbarhöfe, die wir abwechselnd besu-

chen, um uns dort eine Jause zu ersingen. Einmal kommt ein Nachbartöchterl mit einem Häferl Schmalz als Zahlung dafür, daß sie bei uns Singen lernen darf! Dietlinde lernt bald Mundharmonika blasen: so ist der Keim zu unserer künftigen Hausmusik gelegt.

An Sonntagabenden gibt es oft eine Singstunde mit den Hausleuten, zu der sich manchmal auch Nachbarn mit einem Instrument einfinden. Von den vielen schönen Stunden, die wir so erleben konnten, kann ich nur einige nennen:

(Tagebuch:) . . . *Freitag, 5. 4., Sautanz am Steerhof! Es gibt auch für uns Sulz und Schweinsbraten – lang entbehrte Genüsse! Am Samstagabend: Singen in der Küche. Ediths Stimme und unsere Volkslieder werden bewundert, auch meine Rosegger-Mundartgeschichten finden viel Beifall . . .*

Ostersonntag, 21. 4., 4 Uhr früh: Auf den Bergen ringsum lodern Osterfeuer, Böller und Raketen krachen. Edith und ich stehen besinnlich am Feuer der Steerfamilie; die Sterne verblassen, wir erleben einen herrlichen Ostermorgen. Dann singen wir in der Küche Frühlingslieder und bekommen heiße Milch und Guglhupf . . . Gegen 20 Uhr Singen in großer Runde im hochgelegenen Nachbarhof Brandstetter-Stieg. Die zwei prächtigen alten Leute singen schöne Almlieder. Wir singen, so gut wir können, mit, möchten viel von ihnen lernen . . . Ostermontag-Nachmittag: Gitarren- und Mundharmonika-Tanzmusik für die Kinder. Heide bewährt sich als tüchtige Tanzleiterin! Montag, 30. 4., Maibaum-Aufstellen vor dem Steer-Hof. Unter dem Kommando von Brandstetter-Vater arbeiten fast ein Dutzend Nachbarn, um den 28 m hohen Baumwipfel mit langen Stangen ins Lot zu bringen und in seiner Grube mit Steinen festzumachen. Wir, meine Familie und ich, nehmen innigen Anteil an diesem schönen Brauch und freuen uns an dem schönen Bild, dem geschmückten Maibaum in der blühenden Berglandschaft. Die einzige Sorge der Bauern: es hat seit Wochen keinen Tropfen geregnet! Am Abend wird trotzdem fröhlich gefeiert, in der Küche gesungen und getanzt, urwüchsige Lieder, bis Mitternacht – die Kinder sind in einem Winkel längst friedlich eingeschlafen – und tags darauf unter dem Maibaum: Nachbarskinder kommen zu fröhlichem Tanzen und Spielen . . .

Nach einem ganz trockenen Frühling, der die Landleute um ihre Ernte fürchten läßt, kommt Anfang Juni der heiß ersehnte Regen, der die Wege glitschig und für mich beschwerlich macht. Des einen Freud', des andern Leid! Unsere Kinder haben sich hier gut eingelebt: die Töchter helfen fleißig beim Abwaschen, Kartoffelschälen, Milch- und Wasserholen; Hartmut und Erwin spielen unermüdlich, am liebsten das ewige Bubenspiel „Diandlatratzn“. Unser Sohn ist hier zum Glück ganz gesund geworden und wächst zu einem kräftigen Bürschchen heran. Als Heide einmal sehen möchte, wo die Hühner ihre Betten haben, führt sie Frau Steer in den Hühnerstall, und unsere Tochter kann sich nicht genug wundern, daß diese Vögel auf einem Fuß auf einer Stange stehend schlafen können!

Der Almauftrieb am 30. 5. ist auch für uns ein Erlebnis. Schon vor 5 Uhr früh werden die Rinder aus dem Stall gelassen – die frische Luft und die Ahnung bevorstehender Freiheit machen sie schier berauscht –, und Frau Steer schickt jedes mit „Aussi in God's Nam!“ auf den Weg in die Schabalm, unterhalb der Planneralm.

Einmal im Mai brachte ein Jäger ein verwaistes Rehkitz, das mit einem Fläschchen aufgezogen werden mußte. Gottfried, einer der halbwüchsigen

Söhne, nahm sich seiner an und wurde sein fürsorglicher Nährvater; unsere Kinder konnten sich an dem zierlichen neuen Hausgenossen gar nicht sattsehen und hätten es am liebsten immerfort gestreichelt; auch mit dem Hund schloß es bald Freundschaft.

Am Pfingstsonntag besuchten uns meine Musikschülerin Gerti Danklmayr und ihr Bruder Hansl: sie hatten ihre Flöten mitgebracht und ich begleitete ihr Spiel auf der Gitarre; eine liebevolle Hausmusik! Sie können aber auch viele schöne Lieder, von denen wir manche lernen möchten.

(Tagebuch:) . . . *Donnerstag, 20. 6., ein verregneter Fronleichnamstag. Am Nachmittag Auftreten und Singen unserer Hausmusik auf dem Meßner-Hof. Dietlinde mundorgelt mit wahrer Hingabe, Hartmuts Solo „übers Bacherl bin i gsprunga“ findet viel Beifall. Nach einer schönen Jause werden wir durch Hof und Stall zur alten Kapellen-Ruine geführt – daher der Name „Meßner-Hof“, die einen schönen Blick auf Donnersbach freigibt . . .*

Unvergeßlich wird uns wohl der Johannisabend bleiben, den wir auf dem Stieghof erleben dürfen. Unter fröhlichem Schmausen und Singen war die Nacht angebrochen; von unseren Plätzen auf dem Söller sahen wir weit ins dunkle Land hinaus, sahen, wie da und dort unter dem sternklaren Himmel auf den Bergen Sonnwendfeuer zu glühen begannen. Besonders ergriffen von diesem Erlebnis waren die Kinder; sie waren ja stets mit den Hühnern zu Bett gegangen und erfuhren nun zum ersten Mal mit wachen Sinnen ein Abendglühen, einen Sternenhimmel und Höhenfeuer. Auf dem Heimweg kam das Johannisfeuer bis vor unsere Augen: Glühwürmchen tauchten auf, als wollten sie uns heimleuchten, in der warmen Kinderhand aber war ihr Licht schnell erloschen. Anstatt der Augenweide gab es nun einen Ohrenschaus: Frau Steer und Frau Reiter, die uns begleiteten, sangen hallende Jodler ins nächtliche Land hinaus.

Einmal wurden wir in der Nacht durch Flügelhornklänge geweckt, die innige Almweisen spielten. Wem galt dieser nächtliche Gruß? Den Hausleuten? Mir? Oder eher meiner Frau? Sie hatte im Volkstanzkreis unten im Dorf Freunde gefunden und hatte mir manchmal begeistert von den lustigen Tänzen und dem schönen Brauch erzählt.

Am Samstag, 29. Juni, Peter-und-Pauls-Tag, führten uns die Steerleute auf einem Familienausflug zum Heidelbeerpflücken in ihren „Klöckl-Wald“. Es war eine schöne Wanderung mit den lieben Leuten, den vielen Kindern, dem stets wechselnden Blick ins Tal und auf die nahen Berge und mit vielen Pilzen und Beeren! Zu Mittag gab es eine ausgiebige Rast mit Tee und Quarkbrotchen. Nach kurzem Schlaf (meiner war etwas länger) spielten die Kinder vergnügt, halfen dann aber brav pflücken; wir brachten sechs Liter zusammen. Fortsetzung am Sonntagnachmittag: um neun Uhr abends haben wir wieder fünf Liter eingeheimst. Im letzten Abendschein wandern wir heim.

Eine einzige Sorge trübte unser Leben auf dem Steerhof: wir konnten höchstens bis zum Herbst bleiben, denn dann kam Kathl, die Schwester des Bauern, die alte Sennin, von der Alm, und die brauchte ihr Zimmer. So galt mein ganzes Sinnen und Fragen in Öblarn und Gröbming nach einer Wohnung für meine Familie. Aber alles irgendwie verfügbare war längst von Flüchtlingen belegt. Die Gemeinde Gröbming hatte mein Ansuchen um Zuzugsgenehmigung überhaupt abgelehnt, nur Herr Seebacher, der Bürgermeister des kleinen Ortes Moosheim bei Gröbming, zeigte sich hilfsbereit. Und eines Tages sagte

mir eine Schülerin, die hier wohnte, daß da im alten „Fritzenhaus“ an der Michaelerbergstraße eine Unterkunft frei wäre, die dem Bürgermeister gehöre: kleine Küche und sehr geräumiges Zimmer, wo bis vor kurzem Fremdarbeiter gewohnt hatten. Am 4. 7. erhielt ich die Zusage des Besitzers, und so konnte ich unsere Übersiedlung mit dem Gröbminger Spediteur für den 13. Juli festsetzen. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, wenn ich auch dem Abschied vom Steerhof mit Wehmut entgegenseh.

(Tagebuch:) . . . *Sonntagabend, 7. 7. Großes Abschiedsingen in der Steerhofküche. Gegen 9 Uhr haben sich etwa 30 Leute zu Musik und Tanz eingefunden, auch die Kinder tanzen lustig mit; ich spiele zuletzt nur mehr auf fünf Saiten. Am Donnerstag feiern wir noch einmal Abschied, jetzt aber nur im engsten Kreise der Steer-Familie. Die herzlich-wehmütige Stimmung singen wir uns mit lustigen Liedern weg.*

Am 12. 7. packen wir bis in den späten Abend, am nächsten Morgen muß der Sepp ab 6 Uhr früh zweimal mit Bleam, dem Ochsen, nach Donnersbach fahren – mit einer kleinen Fuhre sind wir im März gekommen –, wo uns das Frächter-Auto aus Gröbming vor dem Forsthaus erwartet . . .

Gegen 7.30 Uhr ist die zweite Fuhre unserer fahrenden Habe auf dem Bauernwagen aufgeladen und wir nehmen Abschied von den lieben Steer-Leuten. Ich spüre ein arges Würgen in der Kehle, Edith und Frau Steer umarmen einander unter Tränen. Der Hausvater hat uns noch zum Abschied, zum Baden der Kinder, ein Holzschaffel gemacht, zünftig wie ein echter Faßbinder, mit viel Ärger und Fluchen über die neuen Metallreifen, die die selbstgeschnitzten Dauben nicht und nicht halten wollten.

Zum letzten Mal wandere ich mit der Familie den Ilgenberg hinunter, im Dorf verabschieden wir uns noch von einigen lieben Bekannten: um halb 10 Uhr sitzen wir zwischen Kisten, Paketen und Brennholz auf dem großen Laster und genießen die Fahrt durch das sonnige Ennstal. Vor dem kleinen Fritzenhäusl am Ortsrand von Moosheim muß ich jedes Kind zum Glasfenster der versperrten Wohnungstür hinaufheben, damit sie in die Küche schauen, den großen Herd, Abwasch mit Wasserhahn und den Beleuchtungskörper sehen können.

Alle freuen wir uns auf das künftige Leben mit etwas mehr Wohnkultur – freilich müssen wir dafür den Verlust der warmen Häuslichkeit im Steerhof in Kauf nehmen.

Wenn ich heute, nach fünfzig Jahren, auf die Zeit in Donnersbach zurückblicke, muß ich sagen: Ich möchte sie nicht missen. Ich habe dort erlebt und gelernt, was man aus den klügsten Büchern nicht lernen kann:

1. daß in jedem (von uns) Menschen viel Gutes und viel Böses steckt, und daß man lernen muß, dieses zu bändigen und jenes, das Gute, zum Blühen und Fruchten zu bringen;

2. wie ich schon früher sagte, daß wahrhafte Bildung nicht im Kopf, sondern im Herzen wohnt. Herzensbildung allein adelt den Menschen, sei er Handwerker oder Gelehrter, Graf oder Bauer.

Darum fahre ich einmal im Jahr mit der Familie, mit Kindern und Enkeln, zum Grab der Steer-Eltern, um dankbar ihrer Wohltaten zu gedenken, nachher aber zum Steerhof und zur Schrabachalm, zu einer Plauder- und Singstunde mit den lieben Freunden aus unvergessener Zeit.